

Diözesanbischof Egon Kapellari, Graz-Seckau

Liturgie 50 Jahre nach Pius Parsch und 40 Jahre nach Sacrosanctum Concilium: Worauf es heute ankommt¹

Vorbemerkungen

Am 11. März 1954 verstarb in Klosterneuburg der Augustiner-Chorherr Dr. Pius Parsch. Er war ein bedeutender Vertreter der Liturgischen Bewegung des 20. Jahrhunderts und gilt als ein wichtiger Wegbereiter der Liturgischen Erneuerung des Zweiten Vatikanischen Konzils. Eine erneute Auseinandersetzung mit seinen Schriften kann im Blick auf die nachkonziliäre Diskussion über Liturgie wegweisend und hilfreich sein. Auch der kürzlich verstorbene Kardinal Franz König hat sich immer wieder mit dem Werk von Pius Parsch befasst.² Als Liturgiereferent der Österreichischen Bischofskonferenz ist es mir anlässlich des 50. Todesjahres dieses großen Anregers ein Anliegen, im Blick auf die Liturgiekonstitution des II. Vatikanischen Konzils mit Dank und Respekt auf sein Wirken hinzuweisen. Ein Jahrzehnt nach seinem Tod, am 4. Dezember 1963, wurde als erste verbindliche Frucht des Konzils durch die Unterschrift von Papst Paul VI. und der allergrößten Mehrheit der Konzilsväter die Konstitution „Sacrosanctum Concilium“ über die Heilige Liturgie in Kraft gesetzt. Fünfzig Jahre nach dem Tod des Klosterneuburger Chorherren und vierzig Jahre nach Verabschiedung der Liturgiekonstitution ist der Anlass zu einem Rückblick gegeben, aber auch Anlass zu einem Rundblick auf die gegenwärtige Situation und zu Überlegungen, was in Zukunft zu einer Belebung der Liturgie gemäß den wahren Intentionen des jüngsten Konzils getan werden könnte.

Meine Überlegungen stehen auch im Kontext des jüngsten Hirtenschreibens der deutschen Bischöfe zur Liturgie, das vor kurzem, nämlich am Christkönigssonntag, dem 23. November 2003, bei allen Gottesdiensten verlesen wurde. Die Bischöfe ziehen im Rückblick auf die vergangenen 40 Jahre eine positive Bilanz. Sie erinnern an die dem Konzil vorangegangene Liturgische Bewegung, die vom Konzil selbst als ein „Hindurchgehen des Heiligen Geistes durch seine Kirche“ bezeichnet worden ist. Das Hirtenwort benennt als Früchte dieser Entwicklung die „actuosa participatio“ – also die bewusste und tätige Teilnahme der Gläubigen – sowie die erweiterte Einführung der Volkssprache, die Vereinfachung der Riten, die Einbeziehung vielfältiger Laiendienste in den Gottesdienst, die Betonung von Wortgottesdienst und Stundengebet, die Neuordnung der Sakramentenfeiern und die Erweiterung der Leseordnung. All das sei selbstverständlich geworden und vielleicht schon wieder in Gefahr, zu blasser Gewohnheit zu werden. Dabei – so betonen die Bischöfe – mögen aber jene Gläubigen nicht übersehen werden, die unter den Veränderungen leiden, weil ihnen die früheren Formen Beheimatung bedeuteten.

¹ Die Ausführungen gehen zurück auf meinen Vortrag bei der Festakademie „culmen et fons“ am 4. Dezember 2003 in Passau – dort unter dem Titel: „Geist und Gestalt der Liturgie. 40 Jahre Liturgiekonstitution: Rückblick, Rundblick, Ausblick“; sie erfahren hier nur geringfügige Änderungen am Anfang und am Schluss.

² Zuletzt in seinem großen Interview für die Zeitschrift HID 57 (2003) 163–170, hier: 167f.

Ein Rückblick

Die Einladung der deutschen Bischöfe zur Achtsamkeit auch auf Kritik an der Liturgiereform könnte im Rückblick auf 40 Jahre ein Anlass sein, sich an den schließlich zum Schisma führenden Dissens von Erzbischof Marcel Lefebvre und seiner Anhänger zu erinnern und ebenso an Kritik seitens intellektuell hochrangiger Vertreter des literarischen „renouveau catholique“ wie Graham Greene und Gertrud von Le Fort. Und man sollte schließlich auch die von außerhalb der Kirche gekommene, ebenso schroffe wie geschliffene Stimme des Tiefenpsychologen und Soziologen Alfred Lorenzer nicht vergessen. Dies nicht, weil es darum gehen könnte, die postkonziliare Liturgiereform umzudrehen, sondern weil diese Kritik als zwar unbequemer, aber produktiver Stachel helfen könnte, die römisch-katholische Liturgie heute und morgen aus mancher nicht selten gegebener Verflachung herauszuführen. Lorenzer hat in seinem Buch „Das Konzil der Buchhalter“ aus dem Jahr 1981 den Verlust an numinoser Qualität des Gottesdienstes und den Verlust an Gestalt, vor allem an schöner Gestalt, bezogen auf Sprache, Gebärde, Kleid, auf umgestaltete Räume, Altäre und auf den Ritus im Ganzen als schwerwiegenden Kulturbruch, als Zerstörung der Sinnlichkeit eingeschätzt und polemisch darauf reagiert.

Ein Rückblick auf Lorenzer, dessen Relecture man Liturgikern und Pastoraltheologen durchaus empfehlen kann, muss aber verbunden sein mit einem kritischen Blick auf die durchschnittliche liturgische Praxis vor dem II. Vatikanum, deren Generalverklärung nur auf der Basis einer erheblichen Vergesslichkeit möglich wäre.

Im Jahr 1985 habe ich versucht, in einem Interview für die Internationale Katholische Zeitschrift „Communio“ Kritisches wie Positives zur vorkonziliaren Liturgie zu sagen, und ich zitiere hier einiges daraus: „Wieviel an Geist und Kraft von der erneuerten Liturgie im Ganzen ausgeht, wissen wir ebenso wenig, wie wir es in Bezug auf die vorkonziliare Liturgie ausmachen können. Wenn ich Klagen über die jetzige durchschnittliche Gestalt von Liturgie höre, dann erinnere ich mich oft an fragwürdige liturgische Zustände vor dem Konzil, die ich selbst erlebt habe. Angesichts der Sorge über die vielerorts geschrumpfte Zahl der Teilnehmer am Gottesdienst, für die man heute gern und wohl zu Unrecht liturgische Veränderungen hauptverantwortlich macht, vergesse ich nicht, was ich in den Jahren 1945 als Ferienkind in einer religiös recht lebendigen Landpfarre an jedem Sonntag erlebt habe. Die Männer nahmen dort zu je einem Drittel am gesamten Gottesdienst teil bzw. kamen sie erst nach der Predigt in die Kirche oder blieben überhaupt vor der Tür stehen, um auf den gemeinsamen Gang ins Gasthaus nach der Messe zu warten. Und wenn ich heute erschrocken bemerke, wie vielerorts jung und alt in Scharen zur Kommunion strömt, während die Beichtstühle verödet sind, dann vergesse ich dennoch nicht, dass während meiner theologischen Studienzeit beim sonntäglichen Hochamt in der Kathedrale die Kommunion nur an einem Seitenaltar gespendet wurde. Man könnte noch den Brauch hinzufügen, die Messe vor dem ausgesetzten Allerheiligsten zu feiern oder während der Messfeier den Rosenkranz zu beten, wogegen wohl auch die Mahnung Papst Pius X. gerichtet war, der sagte: ‚Ihr sollt nicht in der Messe beten; ihr sollt die Messe beten‘.“ Soweit das Zitat aus der Zeitschrift „Communio“. Ebenfalls vor Jahren habe ich im Blick auf die Zeit vor dem Konzil bei einem anderen Anlass gesagt: „Diese vorkonziliare Liturgie war im Ganzen gesehen dennoch ein Kunstwerk. Sie war schön durch die Sinnenhaftigkeit in Farbe, Musik, durch Weihrauch und auch durch die nur wenigen verständliche und daher als numinos empfundene lateinische Sprache. Diese Liturgie glich einer Kathedrale, der man im Laufe der Zeit eine Reihe von Einbauten und Anbauten hinzugefügt hatte, und die dadurch ihre

Durchsichtigkeit verloren, aber mystische Qualität oder wenigstens Heimeligkeit vermittelt hatte. Dies galt auch für den Aufbau des Kirchenjahres, eines Kunstwerks des Glaubens, das durch Einbauten, vor allem der vielen Heiligenfeste, seine architektonische Klarheit teilweise verloren hatte. Dennoch war dieser liturgische Kosmos vielen eine kostbare Heimat. Das Konzil wollte nun der Liturgie ihre klare Architektur zurückgeben. Es wollte vom ‚Baum‘ dieser Liturgie Ranken abschneiden, den ‚Glanz edler Einfachheit‘ wieder zum Scheinen bringen und das Volk in das ‚celebrare‘ zurückholen. Dieses Werk der Reform geschah allerdings vor dem erschwerenden Hintergrund einer umfassenden Krise der Sprach- und Symbolfähigkeit des Menschen und war mit Problemen beladen, die man zu meist nur in Umrissen vorausgesehen hatte.“

Soviel aus zwei etliche Jahre zurückliegenden Texten. Aus heutiger Sicht wird man hinzufügen können, dass die liturgischen Veränderungen nach dem Konzil in vielen Gottesdienstgemeinden und zumal auch in Priesterseminaren von zu wenig Einübung begleitet waren. Dies führte zu einer Vernachlässigung der „ars celebrandi“ in Geist und Form und zu mancher Banalisierung und Verflachungen der Liturgie, die bis heute andauern, wenn auch manche „Kinderkrankheiten“ der Liturgiereform vielerorts schon überwunden sind.

Ein Rundblick

Ein Rundblick auf den Zustand der Liturgie im deutschen Sprachraum gibt ebenso Anlass zu vielerlei Freude wie auch zur Sorge. Das Erfreuliche kommt im eingangs erwähnten Hirtenwort der deutschen Bischöfe nachdrücklich zur Sprache. Ich habe die dort aufgezählten positiven Früchte des Konzils schon genannt.

Unübersehbar ist die Tatsache, dass die Zahl der regelmäßig am Sonntagsgottesdienst teilnehmenden Katholiken seit dem Konzil und nochmals in den letzten zehn Jahren stark gesunken ist. In Ländern wie Österreich versammelt nach wie vor keine Gemeinschaft an jedem Sonntag so viele Menschen zu einer gemeinsamen Feier, wie die Katholische Kirche es vermag. Schadenfroh klingende Medienberichte, die vor einigen Jahren mitteilten, dass die Gesamtzahl der Dominikanten in Österreich unter die Eine-Million-Marke gesunken sei, ignorierten jene vielen Faktoren, die insgesamt unsere ganze Gesellschaft in Partikularisierung und Individualisierung treiben. Die Vitalität unserer Kirche kann daher nicht mehr so klar wie früher am Parameter des regelmäßigen Kirchganges gemessen werden, so sehr wir uns auch bemühen müssen, die uns anvertrauten Christen dazu zu motivieren.

Es gibt aber auch heute vielerorts volle Kirchen bei freilich insgesamt weniger Eucharistiefeiern, und es gibt Gemeinden, in denen die Zahl der Mitfeiernden deutlich im Steigen ist. Grund dafür ist meistens nicht ein besonders ausgeprägter liturgischer Aktionismus, sondern eine gediegene Predigt, eine kultivierte Kirchenmusik ohne Konkurrenz zwischen Gemeinde und Chor und ein achtsamer Umgang mit der Dramaturgie der Liturgie und mit ihren heiligen Zeichen – kurz gesagt: eine gut ausgeprägte „ars celebrandi“, die beseelt ist von einer großen Liebe zu Gott und den Menschen.

Ein heutiger Rundblick auf das liturgische Geschehen im deutschen Sprachraum wird aber trotz allem, was seit dem Konzil neu oder wieder gewonnen wurde, Defizite und Gefahren nicht außer Acht lassen dürfen. Man darf dabei nicht bei der Benennung sinnenfälliger Probleme, wie etwa einem weit verbreiteten Verlust an Gestalt, an Schönheit stehen bleiben. Profunder ist die Frage, ob und warum die Kategorie des Heiligen in der Liturgie präsent oder geschrumpft ist. Und noch umfassender und tief greifender ist die Frage, ob

die wahre Liturgietheologie des Konzils schon wieder vergessen oder noch gar nicht rezipiert worden ist.

Es geht hier sozusagen um die innere Reform der Liturgie. Wo diese innere Reform fehlt oder stecken geblieben ist, dort führt die äußere Reform entweder zu gestaltarmer bis gestaltloser Banalität oder zu einer zwar sorgsam gestalteten aber spirituell dennoch ziemlich sterilen Form. Das Konzil hat eindringlich daran erinnert, dass Liturgie zuerst und zuletzt eine Gestalt göttlicher Gnade ist. Der kirchliche Gottesdienst ist also ein Dienst Gottes an den Menschen. Christus selbst ist der erste Handelnde in jeder liturgischen Feier, und diese Feier ist von Seiten der mitfeiernden Menschen eine dankende Antwort auf das zuvorkommende Wort, das Gott in Schöpfung und Erlösung gesprochen hat. Liturgie ist von Seiten der hier feiernden Menschen zuerst eine Selbstüberschreitung auf Gott hin und erst dann und davon umgriffen auch eine Selbstüberschreitung hin zu den Mitchristen in der feiernden Gemeinde. Kardinal Joseph Ratzinger hat, dies betonend, immer wieder davor gewarnt, dass eine liturgische Gemeinde vor allem sich selbst feiert. Dies wäre dann der Fall, wenn das Sensorium für die Dimension des Heiligen drastisch geschrumpft wäre. Je radikaler dagegen die Liturgie sich Gott zuwendet, desto mehr Kraft wird ihr aber auch für die Liebe zu den Menschen und ihrer Welt gegeben sein.

Nach diesen fragmentarischen Anmerkungen zu einem Rundblick auf den gegenwärtigen Zustand der Liturgie in deutschsprachigen Ländern komme ich zum dritten und bedeutend umfangreicheren Kapitel meiner Überlegungen. Es trägt die Überschrift „Ausblick“.

Ausblick

Romano Guardini hat vor Jahrzehnten einem liturgischen Kongress in Mainz die Frage gestellt, ob der Mensch von heute noch liturgiefähig sei. Damit konnte allerdings nur die christliche, zumal die katholische Liturgie in ihrer damaligen Gestalt gemeint sein. Es gab ja schon damals, und es gibt schon gar heute eine Vielzahl säkularistischer oder parareligiöser Massensoliturgien, vor allem im Bereich des Sports (man denke etwa an die Eröffnung von Olympischen Spielen) und im Bereich der Musik. Hier geschieht allemal auch so etwas wie eine „immanente Transzendenz“, eine Selbstüberschreitung hin zu den Akteuren auf der Bühne und zu den Nachbarn im Saal oder im Stadion. Die Frage nach der Liturgiefähigkeit bezogen auf katholische Liturgie hat sich aber seit Guardini wohl noch verschärft.

Diese Liturgie als Transzendenz auf Gott hin vollendet sich in der Feier der Eucharistie. Deren Wesen ist heute aus bekannten Gründen vielen älteren und schon gar jüngeren Katholiken in seiner Tiefe nicht erschlossen und auch die rund 1000 Stunden Religionsunterricht, die zur Maturaprüfung gelangte junge Katholiken absolviert haben, erbringen für sehr viele von ihnen kein besseres Ergebnis. Dies sollte durchaus auch kritische Fragen an Theorie und Praxis des Religionsunterrichts anregen. Es wäre an der Zeit, jungen Leuten zu sagen, dass es allein schon zur Kulturkompetenz für junge Katholiken gehören müsste, zu wissen „wie die Messe geht“, auch wenn ihnen ein gläubiger Mitvollzug zeitweise oder überhaupt nicht möglich ist. Sonst würde das Wissen über die fünf Säulen des Islam vielleicht bald das Wissen über einen zentralen Lebensvollzug der eigenen Religion übertreffen.

Man wird die verbreitete Fremdheit der Liturgie nicht überwinden können, indem man in Bezug auf die Eucharistie die Schwelle des Mysteriums weitestgehend herabsetzt und auf jede Art von Arkandisziplin verzichtet. Dies würde zu einer Banalisierung der Liturgie führen, wie sie da und dort ja schon gegeben war oder noch gegeben ist.

Liturgie vollendet sich in der Eucharistie. Wenn die Teilnahme an der Eucharistie einmal aufgegeben ist oder noch gar nicht gegeben war, dann gelingt ein Schritt über ihre Schwelle nur schwer. Andere Liturgieformen haben aber weniger hohe Schwellen. Man wird in Zukunft daher mehr und mehr versuchen müssen, außerhalb der Eucharistie und oft weit vor ihrer Schwelle Liturgien zu feiern, wie es beispielsweise Bischof Wanke von Erfurt schon vor dem Wendejahr 1989 getan hat. So gab es am Tag vor Weihnachten im dortigen Dom jeweils auch einen in Wort und Musik reich gestalteten Wortgottesdienst als Einladung an Nichtgetaufte oder an Getaufte, die in einer atheistischen Umgebung ihre Taufe nicht entfaltet hatten.

Wie wird sich die Zukunft unserer katholischen Liturgie mit der Eucharistie als Herzstück gestalten? Manche Liturgen und ihre Gemeinden hielten und halten die Veränderungen im Gefolge des II. Vatikanischen Konzils für viel zu wenig weit reichend. Sie wollten oder wollen mehr Freiräume für Kreativität und Pluralität. Dementgegen hat Papst Johannes Paul II. in seiner jüngsten Enzyklika „*Ecclesia de Eucharistia*“ gesagt: „Leider ist zu beklagen, dass es – vor allem seit den Jahren der nachkonziliaren Liturgiereform – infolge einer falsch verstandenen Auffassung von Kreativität und Anpassung *nicht an Missbräuchen gefehlt hat*, die Leiden für viele verursacht haben. [. . .] Ich verspüre deshalb die Pflicht, einen innigen Appell auszusprechen, dass die liturgischen Normen in der Eucharistiefeier mit großer Treue befolgt werden. [. . .] Die Liturgie ist niemals Privatbesitz von irgend jemandem, weder vom Zelebranten noch von der Gemeinde“ (Nr. 52). Soviel aus dem Schreiben des Papstes.

Die Ankündigung einer römischen Instruktion³ als Korrektur gegen einige Missbräuche hat im deutschen Sprachraum vorsorgliche Aufregung verursacht, die mit Hilfe von Medien intensiviert worden ist. Bischöfe, darunter Kardinal Joachim Meisner, haben klargestellt, dass der Dienst von Ministrantinnen und Laienchristen als Helfer bei der Kommunionsspendung hierzulande nicht in Frage steht. Ich selbst bin davon überzeugt, dass es heute nicht um eine Umdrehung der nachkonziliaren Liturgiereform gehen kann – etwa durch Verzicht auf eine „*Celebratio versus populum*“ oder auf die Handkommunion –, dass es aber eine Reintegration vergessener oder verdrängter Perspektiven oder Elemente der Liturgie, zumal der Eucharistiefeier geben könnte, ja sollte. Es ginge dabei um die verstärkte Wiederentdeckung des Heiligen, weiters um eine Ausgewogenheit im Verständnis von Eucharistie sowohl als Opfer wie als Mahl, ebenso um eine Ausgewogenheit zwischen den unersetzbaren Aufgaben der Träger des Weihesakraments und den Aufgaben der zum allgemeinen Priestertum gerufenen Getauften und schließlich um die Wiedergewinnung einer „*ars celebrandi*“, welche die Liturgie vor Banalisierung, vor einem Verlust von eschatologischer Kraft sowie von Gestalt und Schönheit bewahren hilft. All das steht freilich nochmals unter dem Vorbehalt, dass Liturgie ohne glaubende Liebe zu Gott und zu den Menschen ihre Fruchtbarkeit verliert. Wo aber solche Liebe gegeben ist, dort kann Liturgie auch etlichen Kitsch vertragen, wenngleich solcher Kitsch nicht wenigen sensiblen Suchenden den Weg über die Schwelle zur Liturgie erschweren oder sogar blockieren kann und daher als solcher erkannt und beseitigt werden sollte. Dazu wäre die schon genannte „*ars celebrandi*“ berufen.

Im Folgenden soll auf einige Desiderate für die Zukunft der Liturgie ein wenig näher eingegangen werden. Nötig wäre nach meiner Überzeugung besonders:

³ Die Instruktion ist mittlerweile erschienen: *Redemptionis Sacramentum* über einige Dinge bezüglich der heiligsten Eucharistie, die einzuhalten und zu vermeiden sind. 25. März 2004. [VApS 164].

Eine stärkere Hinwendung zur Dimension des Heiligen

In einem Beitrag über Albert Camus, der vor 90 Jahren geboren wurde, erinnerte eine deutsche Tageszeitung an ein Bekenntnis dieses großen Literaten, den man als „bekümmerten Atheisten“ bezeichnet hat. Camus sagte: „Ja, ich habe einen Sinn für das Heilige“. Er fragte in seinem Roman „Die Pest“: „Kann man ohne Gott ein Heiliger sein?“ und fügte hinzu: „Das ist das einzig wirkliche Problem, das ich heute kenne“. Vielleicht könnte eine Relecture des Werkes dieses heute wenig genannten Literaturnobelpreisträgers ein Umweg zur vertieften Befassung der katholischen Theologie mit der Kategorie des Heiligen sein. Es sollte hier zu denken geben, dass es in den Jahren 1977 und 1984 unter starker Einbeziehung protestantischer Theologen je eine umfassende interdisziplinäre Befassung mit dem Heiligen gegeben hat. Die Ergebnisse wurden von Carsten Colpse unter dem Titel „Die Diskussion um das Heilige“ und von Dietmar Kamper und Christoph Wulf unter dem Titel „Das Heilige – Seine Spur in der Moderne“ herausgegeben. Beide Male waren aber katholische Theologen nicht beteiligt.

Die Heiligkeit, von der hier geredet wird, ist zutiefst nicht nur eine moralische, sondern darüber hinaus eine ontologische Realität. Die Begegnung mit dem Heiligen verlangt eine Balance zwischen Nähe und Distanz. Sie braucht Ehrfurcht und entzieht sich dem Zugriff jeder Banalität.

Über dieses Heilige als unverzichtbare Kategorie von Liturgie sagt das Konzil in Artikel 7 von „Sacrosanctum Concilium“, dass jede liturgische Feier als Werk Christi, des Priesters, und seines Leibes, der Kirche, in vorzüglichem Sinn heilige Handlung ist, deren Wirksamkeit von keinem anderen Tun der Kirche an Rang und Maß erreicht wird.

Liturgie als Stellvertretung

In einem Gebet im Rahmen der Gabenbereitung der Messe wurde vor dem Konzil gesagt: Wir bringen dieses Opfer dar „pro totius mundi salute“, also für das Heil der ganzen Welt. Hier kam also an einem nicht zentralen Platz das Thema der Stellvertretung als ein Wesensprinzip von Liturgie zur Sprache, und dieses Wesensprinzip war und ist ja auch sonst wie ein Webmuster im Gefüge dieser Liturgie enthalten.

Wenn Gottesdienstgemeinden heute mancherorts drastisch schrumpfen, dann drohen sie einer depressiven Grundstimmung zu verfallen. Statt sich derer zu freuen, die hier miteinander vor Gott versammelt sind, denkt man bekümmert bis vorwurfsvoll an die vielen Abwesenden. Hier sollte es eine Umkehr der Perspektive geben. Man soll, ja man muss bei der Messe auch an die abwesenden Getauften und darüber hinaus auch an die nicht Getauften denken und für sie beten, aber eben nicht bloß bekümmert, sondern in Wort und Geist des II. Eucharistischen Hochgebetes, in welchem der Priester zu Gott sagt: „Wir danken dir, dass du uns erwählt hast, vor dir zu stehen und dir zu dienen“. Diese Erwählung ist auch ein Auftrag zur Stellvertretung für andere vor Gott. Die Entwicklung einer Theologie und Spiritualität solcher Stellvertretung wird für die Kirche in Ländern wie den unseren angesichts sich vermehrender Diasporasituationen immer wichtiger. Ein bedeutender Beitrag dazu ist die Habilitationsschrift des Bonner Dogmatikers Karl-Heinz Menke, erschienen 1991 im Johannes Verlag des verstorbenen Kardinals Hans Urs von Balthasar unter dem Titel „Stellvertretung. Schlüsselbegriff christlichen Lebens und theologische Grundkategorie“.

Unvergessen bleibt mir in diesem Zusammenhang eine drei Stunden dauernde Vesperliturgie, an der ich am Vorabend des orthodoxen Epiphaniestes im Jänner 1981 in der zum Moskauer Patriarchat gehörenden Kirche der russischen Mission in Jerusalem teilnahm. Das Haus glich einer Festung, weil es damals Terrordrohungen gegen die orthodoxe Prä-

senz an einigen Orten mit großer jüdischer wie biblischer Tradition gegeben hatte. Der mich begleitende Professor der Ostkirchenliturgie, ein italienischer Benediktiner und Freund der Orthodoxen, wusste das Codewort für den Einlass. Ein Erzpriester, ein Diakon und einige Nonnen feierten angesichts einer Gemeinde von nur einem Dutzend Christen, die alle nicht der russisch-orthodoxen Kirche angehörten, eine Liturgie in Kraft und Herrlichkeit mit einer Intensität, als wären sie in einer überfüllten Kathedrale. Wie kommt es, dass diese bedrängte kleine Schar eine solche spirituelle Kraft aufbringt, fragte ich meinen Begleiter. Seine Antwort lautete: „Sie vertreten ganz Russland bei den Heiligen Stätten in Jerusalem und das hält sie aufrecht“.

Eine Entfaltung der eschatologischen Dimension von christlicher Liturgie

Die dreigliedrige Akklamation nach den Konsekrationsworten der Eucharistiefeier spricht in ihrem dritten Teil den erhöhten Christus mit den Worten „bis du kommst in Herrlichkeit“ an. Und am Schluss des Gebets nach dem Vaterunser bittet der Priester um Bewahrung vor Verwirrung und Sünde, damit der Gemeinde, der Kirche überhaupt die eschatologische Ausgespanntheit auf die Vollendung durch und bei Christus nicht verloren geht, sondern damit sie voll Zuversicht sein Kommen erwarten kann: „expectantes beatam spem et adventum salvatoris nostri Jesu Christi“.

Durch Jahrhunderte haben die Christen ihre Kirchenräume zumeist nach Osten ausgerichtet und dorthin gewendet gebetet. Das kosmische Morgenlicht war ihnen Symbol für Christus, das Licht ihres Lebens und der Welt überhaupt. Die Preisgabe dieser Symbolik bei der Liturgiefeier macht es Christen gewiss nicht leichter, den klugen Jungfrauen und den wachenden Knechten von denen Jesus im Evangelium spricht, ähnlicher zu werden. Darauf hat Kardinal Joseph Ratzinger wiederholt hingewiesen.

Die Reduktion der eschatologischen Dimension in der heutigen Liturgie drängt zu engagiertem Nachdenken darüber, wo es im Leben durchschnittlicher Christen heute einen „Sitz im Leben“ für eine adventliche Haltung gibt. Ohne eine solche eschatologische Ausgerichtetheit wird ja viel christliches Salz schal.

Eine verstärkte Achtsamkeit auf Kunst und auf Kultur im weiteren Wortsinn

Ein verstärkter Dialog mit alter und neuer bildender Kunst, Literatur und Musik könnte Liturgie und zumal die Predigt von mancher Banalisierung bewahren und befreien. Liturgie ist ja mindestens in ihrer Hochform auch so etwas wie ein Gesamtkunstwerk unter Einbeziehung aller Kunstgattungen. Sie ist Abglanz des schönen Glanzes Gottes, der – wie ein Psalm sagt – von Sion ausgeht: auch von der Kirche als dem neuen Sion. Dieses Gespräch mit Kunst könnte die Liturgie einem heilsamen Fegefeuer unterziehen, das viele Schlacken aus Wort, Gebärde, Musik, Gestalt und Raum beseitigen würde. Das Wissen betreffend das Ringen um das Wort bei Dichtern und Schriftstellern wie z. B. Paul Celan oder Ingeborg Bachmann könnte eine läuternde, entbanalisierende Wirkung auf das Wort der Predigt, der Fürbitten und auch der Bibelübersetzung haben. Das Ringen um Gestalt bei bildenden Künstlern und Architekten würde zu einer kritischen Anfrage an den Liturgen und die liturgische Gemeinde werden, ob sie achtsam genug mit Wort, Symbol und Ritus umgehen.

Martin Mosebach hat im Vorjahr ein Buch mit dem Titel „Häresie der Formlosigkeit. Die römische Liturgie und ihr Feind“ veröffentlicht. Mit eleganter, spitzer Feder formuliert er Kritik am vielerorts eingebürgerten Verlust an liturgischer Gestalt und Form. Seine generelle Ablehnung der postkonziliaren liturgischen Veränderungen ist mir und gewiss der größten Mehrheit der Katholiken nicht nachvollziehbar. Man sollte sich aber vieles von seiner Kritik zu Hirn und Herzen gehen lassen.

Was den liturgischen Gestaltverlust betrifft, so bezieht er sich insbesondere auch auf die Paramente, auf die Dekoration vieler neuer Altäre und auf die Sprachkultur bzw. Unkultur vieler Zelebranten, zumal beim Hochgebet der Messe. Das liturgische Kunsthandwerk betreffend Paramente, aber auch Leuchter, Kruzifixe und Kelche ist im deutschen, romanischen und slawischen Sprachraum weitgehend kraftlos geworden. Der Sinn für Qualität ist bei Herstellern und Kundschaft schwer gestört. Angebot und Nachfrage sind angesichts fehlender Alternativen in einer gemeinsamen Schlinge des Untermittelmäßes gefangen. Vatikan und Bischofskonferenzen müssten wahrscheinlich einige „ars liturgica“-Firmen gründen oder übernehmen und Musterbücher für Qualitätsvolles und zugleich finanziell Erreichbares anbieten, um der Liturgie zu helfen, edle Einfachheit statt Kitsch zurückzugewinnen.

Eine intensivierte Befassung mit Heiligen Zeichen in Liturgie und Alltag

Es geht hier um Symbole, die das Leben und den Glauben tragen und deren Verblässen oder Vergessen besonders auch die Liturgie, ihre Substanz und ihre Gestalt, gefährden. Ein inkompetenter und nicht eingeübter Umgang mit solchen Zeichen und ihrem Miteinander und Ineinander trägt zur Banalisierung des Gottesdienstes und des Lebens überhaupt bei. Vor der Beschleunigung vieler Lebensvorgänge und zumal vieler Arbeitsvorgänge durch immer neue Technologien mussten Kunsthandwerker bei der Findung und Schaffung solcher Zeichen oft in schwerer Handarbeit mit dem dafür nötigen Werkstoff ringen. Das führte zur Schärfung des Instinktes für eine dem Material und der dramaturgischen Situation angemessene Gestalt etwa eines liturgischen Kleides oder eines Kultgerätes und erschwerte das Eindringen von Kitsch in Liturgie und profanes Leben. Technik erspart heute dieses Ringen und so ist der Instinkt, der Sinn für Form und Gestalt vielen Menschen, zumal auch vielen Kunsthandwerkern und anderen Verantwortlichen für Raum, Dramaturgie und Gerät von Liturgie weitgehend verloren gegangen. Wo dennoch Echtes gelingt, findet es meistens breite Akzeptanz. Viel enger ist aber der Kreis derer, die solches Echte selbst schaffen und erklären können.

„Wer weiß noch wirklich, was die Dinge sagen – Brot und Wein, Öl und Salz, Glocke und Buch, Altar und Turm und dazu die liturgischen Gebärden von der Handauflegung bis zum betenden Sich-Ausstrecken auf dem Boden?“, so hat Hans Urs von Balthasar im Vorwort für mein Buch „Heilige Zeichen“ gefragt.

Rückbesinnung auf das Prinzip „Einübung“ für den Gottesdienst

Das Prinzip „Einübung“ hatte in der Zeit nach 1968 in der Gesellschaft und weithin auch in der Kirche einen schlechten Klang. Es gab so etwas wie einen Kult der Spontaneität. Nur in Sport und Musik galt das Üben als unverzichtbar. Gelitten hat dadurch besonders auch die Liturgie. Indessen wird auch im Blick auf die Liturgie wieder bewusster, dass es hier einer gewissen Einübung bedarf, wenn Schlampigkeit bis hin zur Banalisierung abgebaut werden soll. Erst Einübung ermöglicht eine rechte Balance zwischen Wiederholung und Spontaneität in einem vorgegebenen Rahmen. Liturgie braucht beides: die Wiederholung bis hin zur Monotonie und das oft spontan entstehenden Neue. Ein harmonischer Ausgleich zwischen beidem ist umso schwieriger, je vielfältiger in Bezug auf Lebensalter und andere Lebensverhältnisse eine liturgische Gemeinde konstituiert ist. Junge Menschen gähnen öfters noch dann, wenn älteren Menschen angesichts der Frequenz des Neuen fast schon der Atem ausgeht. Vor dem Konzil war Liturgie viel stärker von Wiederholung als von Abwechslung geprägt. Das zur „Variation“ hin ausschwingende Pendel hat sich nach dem Konzil oft über die Skala des Zuträglichen hinausbewegt. Nicht wenige Teilnehmer am

Gottesdienst fragten sich vor und während der Liturgie, welche nicht nur überraschenden, sondern oft auch peinlichen Innovationen und Improvisationen ihnen auch dort wieder bevorstünden, wo sie Festgelegtes erwarten durften, und geistlich wohnen wollten. Oft fehlte das Neue paradoxerweise eben dort, wo es einen unbestrittenen Platz hat, nämlich in einer gut vorbereiteten Predigt. Seither ist vieles besser geworden. Mehr Einübung bei Zelebranten, Ministrierenden, Lektoren, usw. wäre aber auch heute in vielen Gemeinden geboten. Liturgie ist auch Theater im besten Sinn dieses Wortes, heiliges Spiel vor Gott. Kein säkulares Theater kommt ohne reichlichen Einsatz des Prinzips „Übung“, „Einübung“ aus. Es muss daher erstaunen, dass man gerade in der Kirche rings um den Altar „versus populum“ trotz vielfältiger Kommunikation der Gemeinden und zumal auch der Priester mit Hochkultur in Gestalt von Konzert und Bühne glaubt, fast ohne Übung auskommen zu können. Liturgieverantwortliche sollten immer wieder versuchen, sich die Brille eines ästhetisch sensiblen, religiös suchenden Mitchristen oder eines Agnostikers aufzusetzen, der an der Schwelle von Kirchenraum und Gottesdienst negativ darüber staunt, wie manche Liturgen mit dem Heiligsten umgehen, das ihnen anvertraut ist. So wird eine missionarische Chance meist ahnungslos vertan.

Wort am Ende

Das II. Vatikanische Konzil hat die Dimensionen der kirchlichen Liturgie ausgemessen, indem es von Liturgie als Quelle und Gipfel kirchlichen Handelns sprach. Diese für viele versiegelte Quelle immer wieder aufzudecken und offen zu halten ist ein Dauerauftrag für alle, die Liturgie deuten, gestalten und feiern. Das Werk von Pius Parsch kann hilfreich sein für die vertiefte Relektüre der Liturgiekonstitution und für das Verständnis ihrer Intentionen. Seine Schriften sind nicht zuletzt ein Impuls gegen Banalisierungen der Feier der Liturgie.